

***Sehr geehrte Damen und Herrn,  
liebe Kolleginnen und Kollegen!***

Die Vorstellung, dass die Schule eine Bildungseinrichtung sei, ist so verbreitet wie falsch. Schule als Institution dient der gesellschaftlichen Reproduktion, das war in jeder Zeit so, das ist in jeder Gesellschaft so. Wissen, Fähigkeiten, Kompetenzen usw. sind dabei bloß Mittel zum Zweck. Die Reproduktionsleistung der Schule ist nicht verwerflich, es ist die Aufgabe jeder erwachsenen Generation, ihr Wissen und Können an die jüngere Generation weiterzugeben. Es wäre verwunderlich, würden die Erwachsenen den Kindern sagen, alles sei falsch und müsse grundlegend anders sein. Einzelne mögen das tun, aber für eine staatliche Großinstitution ist das keine erwägenswerte Arbeitsgrundlage.

Zudem tauchen bei der gesellschaftliche Reproduktion in der Schule ja auch die gesellschaftlichen Widersprüche wieder auf – zumeist etwas anders gewichtet und verschoben, aber Schule kann sich -glücklicherweise- den gesellschaftlichen Konflikten nicht entziehen.

Damit stellt sich die Frage nach Bildung denn auch gleich als eine gesamtgesellschaftliche Frage, nicht als eine, die nur die Schule etwas angeht.

Also, was verstehe ich unter Bildung? Was sind Kriterien, um bei Lernprozessen, in welchem Bereich auch immer, von Bildungsprozessen sprechen zu können? Was sind -wenn es sie denn gibt- besondere Inhalte und Methoden von Bildung?

Ich möchte ihnen an dieser Stelle langwierige, theoretisch komplexe Erörterungen ersparen - man könnte stundenlang über Bildungstheorie sprechen- und ihnen statt dessen eine, zwar wieder etwas vereinfachte, aber umso einleuchtendere!, begriffliche Unterscheidung von Erziehung und Bildung anbieten. Hierzu zitiere ich die fast 50 Jahre alten, und für uns heute etwas pathetisch klingenden Worte Hans-Joachim Heydorns:

„Im Begriff der Erziehung ist die Zucht schon enthalten, sind Einfügung, Unterwerfung, Herrschaft des Menschen über den Menschen eingeschlossen ... Mit dem Begriff der Bildung wird die Antithese zum Erziehungsprozess entworfen ... Bildung ... begreift sich als entbundene Selbsttätigkeit, als schon vollzogene Emanzipation. Erziehung vermittelt also die gesellschaftlichen Normen und Ansprüche. Bildungsprozesse hingegen setzen auf die emanzipatorische Möglichkeit der Entwicklung von Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung.“ (Heydorn 1970, S. 262; Ausl. UH)

Was hier so wuchtig daherkommt, wo es uns doch möglicherweise nur um so schlichte Dinge wie eine Bastel-AG geht, wirft aber die Fragen auf, denen wir uns zu stellen haben, wenn wir Bildung identifizieren wollen. Es sind die Fragen nach dem WARUM und WOZU von Lernprozessen. Und mit der Formulierung: Bildung begreift sich „als schon vollzogene Emanzipation“, sind wir zugleich auf die Qualität des Prozesses, auf das WIE, verwiesen. Selbstverständlich wird es auf die Fragen nicht immer klare und eindeutige Antworten geben. In der Praxis sind Bildung und Erziehung immer verschränkt. Aber wir sollten uns schon der Anstrengung unterwerfen, die Frage nach den jeweiligen Anteilen zu stellen. Dass in den bildungspolitischen Debatten heutzutage nicht mehr, oder zu wenig, danach gefragt wird, ist kein gutes Zeichen. Mit „Kompetenzen“, „Ausbildungsreife“ und „Beschäftigungsfähigkeit“ werden die Diskussionen beendet, bevor die eigentlichen Fragen gestellt sind. Evangelische Schulen - und Schulsozialarbeit in diesen - könnten da ein anderes, ein besseres Beispiel geben.

Wir leben in einer Zeit, die von vielfältigen Krisen und gravierenden gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt ist; ich erinnere nur an die Wirtschaftskrise, an Kriege, an Migrationsbewegungen, an die klimatischen Veränderungen, an die zunehmend prekären Beschäftigungsverhältnisse. Da sollte doch eigentlich (beispielsweise) mal laut gefragt werden, wieviel Wachstum um jeden Preis wir brauchen, wieviel Flexibilisierung wir wirklich ertragen können, ob man auch Nachts und Sonntags einkaufen muss, ob wir dieses und jenes neue Produkt unbedingt brauchen, ob wir unseren Kindern tatsächlich alles zumuten wollen, was der Arbeitsmarkt von ihren Eltern verlangt – und so weiter und so weiter.

Wirtschaftswachstum als Fetisch, ohne ein gesellschaftlich diskutiertes Warum und Wozu, bringt uns natürlich weiter voran: aber nur bis zur nächsten Katastrophe.

*Wenn Sie die Zwischenbemerkung erlauben, weil das hier gerade deutlich wird: Bildung ist nicht nur etwas für Kinder und Jugendliche, sondern sie ist vor allem erstmal das, was uns, den Erwachsenen fehlt. Über Bildung bei Kindern und Jugendlichen nachzudenken, heißt sich selbst erstmal etwas Bildung zu gönnen, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung zu entwickeln und nicht nur wie ein Hamster im Rad der gesellschaftlichen Verpflichtungen zu hecheln. Dazu später noch mehr.*

Also: Warum, wozu, wie. Das sind große Fragen, aber noch keine Orientierung.

Selbstverständlich kann man und muss man fragen, ob eine Maßnahme, ein Lerngegenstand dazu beiträgt Selbstbestimmung zu befördern oder eher behindert. Aber das ist doch letztlich recht abstrakt und entsprechend allgemein werden die Antworten ausfallen.

Wir kommen der Sache näher, wenn wir uns als Kriterien für Bildungsprozesse in unserer konkreten Zeit beispielsweise die von Oskar Negt (1997, S. 227ff) entworfenen Schlüsselkompetenzen anschauen. Lassen sie mich diese kurz vorstellen.

**a) Die „Identitätskompetenz“ - *Den Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität lernen.*** Zu früheren Zeiten ergaben sich die persönlichen Identitäten aus stabilen sozialen und kulturellen Zusammenhängen, aus fest gefügten und kontrollierten Norm- und Werteordnungen. Mit Beginn der Moderne lösten sich die traditionellen Bindungen auf, nur zeitweise von neuen kulturellen Bewegungen (wie z.B. den Arbeiterorganisationen) ersetzt. In der „Zweiten Moderne“, der von dem Soziologen Ulrich Beck so getauften Risikogesellschaft, verlieren die kollektiven Identitäten weiter an Einfluss, sieht sich das Individuum zunehmend gezwungen, sich seine personale Identität selbst zu gestalten, will es nicht zwischen den verschiedenen, widerstreitenden Angeboten und Verpflichtungen zerrieben werden. Die bekannte Rede ist die von den „patch-work-Identitäten“, die sich aus den unterschiedlichsten Mustern und Materialien zusammensetzen. Die „Identitätskompetenz“ zielt darauf, nicht in ein bewusstloses Abteilungsdenken zu verfallen, nicht nur Brüche, Sprünge, Widersprüche und Leerstellen auszuhalten, sondern die verschiedenen Aspekte der eigenen Persönlichkeit kritisch zu reflektieren und produktiv weiter zu entwickeln. Wenn dies nicht geschieht, bricht sich die Suche nach einer vermeintlich „sicheren Identität“ Bahn und wird von den Vereinfachungen und Verfälschungen populistischer und rechter Organisationen, wie AFD und Pegida, genährt.

**b) Die „technologische Kompetenz“ - *Die gesellschaftlichen Wirkungen von Technik begreifen und Unterscheidungsvermögen entwickeln.*** „Technologische Kompetenz bedeutet ... nicht nur technische Qualifikationen im Sinne von Fertigkeiten, sondern gleichzeitig das Wissen um die gesellschaftlichen Wirkungen von Technologie.“ (Negt 1997, S. 228; Ausl. UH) Welche Bedeutung -um nur ein Beispiel heraus zu greifen- Biotechnologie für unser Leben schon hat und noch bekommen wird, ist kaum bekannt und noch weniger für die Zukunft auszumalen. Hier Unterscheidungsvermögen, was ist gut, was ist falsch, zu entwickeln heißt, in offenen Diskussionen entscheiden zu können, welche Möglichkeiten wir sozial und kulturell bedürfen, und welche nicht. Das Kriterium, ob man mit einer Technik Geld verdienen kann, erscheint mir allein nicht genügend bei solch weitreichenden Technologien.

**c) Die „Gerechtigkeitskompetenz“ - *Sensibilität für Recht und Unrecht, für Gleichheit und Ungleichheit.*** Die gesellschaftliche Fragmentierung, der Zerfall des Sozialen in kaum noch zusammenhängende Kulturen und Milieus, die Zementierung nur schwer greifbarer

Formen ökonomischer und ideologischer Herrschaft - dies alles geht einher mit Gleichgültigkeit und Ignoranz auf der einen Seite, mit rassistischer Wut und Wohlstands-Empörung auf der anderen Seite. Gerechtigkeitskompetenz heißt, die sozialen Entwicklungen wahrzunehmen und als einen solidarischen Prozess bewusst zu gestalten. Der Traum der Menschheit, sich Brüder und Schwestern zu sein, bedarf der beständigen Hoffnung, der ausdauernden gesellschaftlichen Analyse und der Akzeptanz im persönlichen Umgang. Auf dem einen Auge, das auf die Verhältnisse in Deutschland schaut, sind wir halbblind – dass seit über zehn Jahren jedes fünfte Kind in Armut aufwächst ist der Mehrheit kein Thema. Das andere Auge ist vor dem Elend in der Welt, für dessen Ursache wir mit unserer Wirtschaft und Politik der „Externalisierung“ (siehe Lessenich 2016) mit verantwortlich sind, fest zugekniffen.

**d) Die „ökologische Kompetenz“ - *Der pflegliche Umgang mit Menschen, mit der Natur und den Dingen.*** Zu den globalen Dimensionen brauche ich an dieser Stelle weiter nichts sagen. Die täglichen Nachrichten sind voll davon, wir müssten sie nur lesen. Ich möchte eher auf eine kleine Dimension des „pfleglichen Umgangs mit den Dingen“ hinweisen: ist die „Wegwerfmentalität“ gegenüber Dingen, der schnelle Wechsel von Modellen und Moden, wirklich im Sinne eines selbstbestimmten Lebens – oder werden wir da nicht eher von technologischen Entwicklungen und wirtschaftlichen Verwertungsabsichten getrieben? Wie und wo können Kinder und Jugendliche „Entschleunigung“ lernen? In der Schule? In der Jugendhilfe?

**e) Die „historische Kompetenz“ - *Erinnerungs- und Utopiefähigkeit.*** Nur wer in der Lage ist, sich der Geschichte zu erinnern, ist auch in der Lage, Hoffnung zu entfalten. Das mediale Dauerrauschen versucht Historisches in Unterhaltung zu ertränken. Der Verlust der eigenen biographischen wie gesellschaftlich-historischen Einordnung lässt den langen Atem persönlicher Entwicklung und sozialer Reform stocken. Es wird für das Individuum, wie für das Gemeinwesen fatal, wenn keine Utopien mehr vorstellbar sind. Eine Utopie zu haben heißt nicht, andere Vorstellungen zu bekämpfen, sondern zuerst einmal das Bestehende in Frage zu stellen.

Verknüpft werden diese von Oskar Negt skizzierten Aspekte einer inhaltlichen Orientierung von Bildung mit der „Grundlagenkompetenz“ (Negt 1997, S. 210ff), die man mit „Herstellung von Zusammenhängen“ umschreiben kann. In Krisenzeiten (wie eigentlich überhaupt, nur ist es normalerweise leichter) ist nur dann Orientierung zu gewinnen, wenn die Wissensbestände und Handlungsräume nicht fragmentiert und voneinander abgeschottet, sondern aufeinander

bezogen werden. Und deshalb möchte ich auch ausdrücklich vom *Herstellen* der Zusammenhänge sprechen. Es ist nicht nur als intellektuelle Operation eine praktische Tätigkeit des Lernens, sondern auch eine, die im gegenständlichen Raum und in den Beziehungen der Menschen reale Verbindungen schafft.

Dabei soll es gar nicht darum gehen, Unterschiede und Widersprüche zu leugnen - diese sind vielmehr in ihrem Zusammenhang zu erkennen. Intellektuelle Auseinandersetzung, Analyse und Kritik sind ja gerade nur da möglich, wo ich nicht einem isolierten Phänomen gegenüberstehe, sondern wo ich seine Geschichte, seinen Kontext, seine Wechselbeziehungen, seine Dynamiken und Gegenkräfte, die vergleichbaren Erscheinungen und die Oppositionen mitzudenken vermag.

Wenn die Herstellung von Zusammenhang als Grundlagenkompetenz definiert wird, so deshalb, weil sie weit über den Bereich von Schule (und Pädagogik) hinaus Bedeutung hat und nicht nur die Binnenstruktur, sondern auch die Korrespondenz mit dem Leben außerhalb des Pädagogischen prägen sollte. Lassen Sie mich es mit einer Beispielskette illustrieren:

„Zusammenhang herstellen“ heißt: die Schule in das Gemeinwesen zu öffnen, heißt: Schule zum Lebensort der Kinder und Jugendlichen zu machen, heißt: im exemplarischen Lernen Fächer zu übergreifen, heißt: junge und alte Menschen, Kinder verschiedenen Alters in Kontakt bringen, heißt: die Geschlechter miteinander voneinander lernen zu lassen, heißt: im Sozialen Kooperation und Kommunikation zu fördern, heißt: sich selbst als ein Teil der Natur zu begreifen.

All dies passiert gegenwärtig nicht, zumindest nicht ausreichend. Und: keine Schule allein, kein Unterrichtsfach allein, kein Lehrer, keine Schulsozialarbeiterin, kein Jugendarbeiter allein kann dies leisten. „Zusammenhang herstellen“ muss als Grundlagenkompetenz zugleich Motto einer Bildungsreform sein, die sich gesellschaftlich versteht. Den vielfältigen Spaltungen und den zunehmenden Polarisierungen in der Gesellschaft ist mit einer Bildungsreform zu begegnen, die Offenheit, Dialog und Gemeinsamkeit in den Vordergrund stellt. Nicht nur als moralischen Anspruch in Sonntagsreden, sondern als praktische Aufgabe realer Veränderung. Sich über Flüchtlinge zu beklagen und gleichzeitig mit Waffenexporten Geld zu verdienen, geht nicht. Hier, zum Beispiel, wäre Bildung nötig. Schwerter zu Pflugscharen bleibt solange aktuell, bis niemand mehr hungert. Um noch einmal Heydorn (1970) zu zitieren: „Bildung ist der Widerspruch zur Herrschaft.“

Wir haben uns zu entscheiden, ob wir Privilegien verteidigen wollen, ob wir mitmachen wollen, wenn Großkonzerne die Welt ausplündern, - oder ob wir widerstehen und uns für ein menschenwürdiges Leben einsetzen wollen. Das wäre dann Bildung.

Auf diese Bildung hat weder Schulpädagogik noch Schulsozialarbeit einen Exklusivitätsanspruch. Mehr noch. Es dürfte klar sein, dass sie nur in enger Zusammenarbeit, auch weit über die Grenzen der Schule hinaus, zu realisieren ist. Die Basis der Kooperation wäre ein kritisches, integrales Bildungsverständnis, das man sich gemeinsam zu erarbeiten hat.

Was ich fordere, ist Zusammenarbeit, ist also das „Herstellen des Zusammenhangs“ auch in der professionellen Kooperation. Das ist nicht einfach, denn Schule und Jugendhilfe, die Heimstatt der Schulsozialarbeit, folgen unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Logiken. Das ist als Einsicht nicht neu und nicht originell, wird aber immer wieder ignoriert. Hier nur ein paar Stichworte: Für die Schulen gelten landesrechtliche Vorgaben, es gibt klare und stabile Strukturen (zumindest für den staatlichen Schulbereich), es gilt die Schulpflicht, Leistungsorientierung ist zentral, Bewertung unumgänglich.

In der Jugendhilfe gelten unterschiedliche Rechtsvorgaben, es gibt ein (oftmals zu) hohes Maß an Flexibilität und Unbeständigkeit in den Strukturen, zentral sind Freiwilligkeit, Alltagsorientierung, Partizipation und individuelle Ansprache.

Diese unterschiedlichen Arbeitsprinzipien spiegeln sich auch in den Einstellungen der jeweiligen Akteure – bei aller persönlichen Modifikation, die es dabei natürlich auch gibt. Vielleicht ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass wir es, wenn es um konkrete, handelnde Menschen geht, nie mit einer automatischen 1:1 Umsetzung von Logiken oder Prinzipien zu tun haben. Vielmehr sind die Logiken und Prinzipien Handlungs- und Interpretationsrahmen, innerhalb derer es durchaus vielfältige Varianten gibt, von denen manchmal auch abgewichen werden kann. Wenn ich hier also von *dem* Lehrer oder *der* Sozialarbeiterin spreche, so sind das Verallgemeinerungen, die einen *mainstream* abbilden, eine *vorherrschende Tendenz* bezeichnen, - was aber nicht heißt, dass alle so sind, oder dass alle so bleiben müssen. Gerade das Letzte ist mir wichtig.

Doch zurück zum Thema: die Übernahme von Institutionslogiken, die Identifikation mit wesentlichen Handlungsprinzipien, generierte ein spezifisches Bild von den Menschen mit denen man arbeitet. Wenn Sie zuhören, was Sozialarbeiter und Lehrer über ein und dasselbe Kind sagen, können sie leicht den Eindruck gewinnen, da sei von völlig verschiedenen Personen die Rede, die allenfalls zufällig Namen und Adresse gemeinsam haben. Noch größer können die Diskrepanzen werden, wenn es darum geht, was zu tun sei. Dabei sind gar nicht einmal die unterschiedlichen Fachsprachen entscheidend, richtig schwierig wird es, wenn mit demselben Wort verschiedenes gemeint wird.

Die 100 Jahre in denen in Deutschland Jugendhilfe und Schule getrennt existieren, haben ein hohes Maß an speziellen Kompetenzen ermöglicht, aber auch zu professioneller Entfremdung geführt.

Auch wenn es Ausnahmen gibt, zeigt doch die praktische Erfahrung, dass es zwei bis drei Jahre dauert, bis sich ein Projekt der Schulsozialarbeit so an einer Schule etabliert hat, dass eine produktive Kooperation entsteht. Das hat natürlich viele Gründe: man muss sich kennenlernen, etwas über die Ziele des Partners erfahren, Vorurteile abbauen, Vertrauen entwickeln usw. - aber ein wesentlicher Teil dieser Prozesse ist das (Er-)finden einer „gemeinsamen Sprache“ als Voraussetzung weiterer Zusammenarbeit.

Ich will Sie jetzt nicht mit weiteren Gelingensbedingungen von Kooperation langweilen, sie sind bekannt bzw. nachlesbar (siehe z.B. Speck 2007, 96ff).

Dabei ist nicht weiter zu betonen, dass es für einen entsprechenden gemeinsamen Weg von Schulsozialarbeit und Schule, vor allem eine Stärkung des „kleinen“ Partners braucht. Das meint bessere finanzielle Ausstattung, das meint Kontinuität, das meint rechtliche Verbesserungen und vieles mehr. Nun ist es aber nicht so, dass regierende Politiker auch gerade von diesen Wünschen beseelt wären. Auf die Erfüllung der Wünsche zu warten, wird nichts nützen. Was also tun?

Meine Perspektive liegt, wie eingangs schon skizziert, in der Bildung. Davon reden alle, aber leider gehört das Wort auf die Liste der am meisten falsch verstandenen und missbrauchten Wörter. Selbstverständlich füllt jede Zeit ihre Begriffe auf eigene Weise, aber was wir gegenwärtig erleben, ist eine Begriffsdeformierung, die Bildung auf Qualifikation, genauer: verwertbare Qualifikation reduziert. Wäre das nur eine Frage von Definitionen würde ich mich nicht aufregen, aber die Begriffsdeformierung ist eine praktische und deformiert Menschen, beschädigt ihre Entwicklungsmöglichkeiten, vernichtet Chancen der Persönlichkeitsentfaltung - und das regt mich wirklich auf. Leider hat sich auch in der Schulsozialarbeit und in der Jugendhilfe ein Bildungsbegriff breit gemacht, der zwar nicht ganz so verengt ist, immerhin spricht man dort noch von „sozialem Lernen“, von „Lebensbildung“, aber er hat mit der „Bildung“ in den politischen Ansprachen, etwas gemeinsam. Er hat einen Charakter des Instrumentellen und des -sicherlich gut gemeinten- Fürsorglichen bekommen (siehe Hirschfeld 2015, S. 175ff und 195ff).

Bildung ist das, was andere brauchen um ihre Arbeitskraft erfolgreich zu verkaufen oder ihre Probleme als Herausforderungen erfolgreich zu managen. In meinen Augen greift dieses Bildungsverständnis zu kurz, viel zu kurz. Begreife ich Bildung, wie sie in der Tradition einer kritischen Theorie von Paulo Freire oder von dem (eingangs schon zitierten) Hans-Joachim

Heydorn entwickelt wurde, als einen dialogischen Prozess der Welt- und Selbsterkenntnis, dann kann ich den Pädagogen, den Lehrenden, den Sozialarbeiter nicht ausblenden. Aber genau das geschieht. Wir machen uns Sorgen um unsere Schüler, unsere Studenten (es ist auch an den Hochschulen nicht besser!), unsere Klienten. Wir sind vielleicht sogar etwas selbstkritisch, ob wir sie richtig verstehen, ob wir richtig reagieren, ob unsere Angebote angemessen sind usw. Aber wo bleibt unser Bildungsprozess? Der ist allenfalls als Fortbildung eingeplant (ein Tag in Dresden auf dem Weißen Hirsch). Aber Bildung, in der wir Partner sein wollen, setzte doch voraus, dass wir uns selbst in einen kritischen Erkenntnisprozess begeben, der sich nicht nur auf das Verstehen der anderen beschränkte, sondern die eigenen Lebens- zumindest aber Arbeitsbedingungen in den Blick nimmt. Ohne eine eigene kritische, selbstkritische Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen unseres eigenen Handelns gibt es auch keinen gemeinsamen Bildungsprozess mit den Kindern und Jugendlichen, haben auch diese keine Chance auf Bildung.

Bestenfalls bieten wir Qualifikation, Belehrung, Reparatur, kurzfristige Erleichterung – vor allem aber immer wieder: Scheitern. Zu der „strukturellen Verantwortungslosigkeit“ (von Freyberg / Wolff 2005) der Institutionen und ihren Logiken kommt die persönliche Verantwortungslosigkeit der Professionellen, wenn sie ausblenden, was sie behindert, ihre Arbeit *gut* zu tun.

Dass dies aus mancherlei Sicht verständlich ist, ist eine Sache, aber sie kann angesichts der hohen Ansprüche, die Pädagogen und Therapeuten und Sozialarbeiter (und Hochschullehrer) in ihren Konzepten und Leitbildern proklamieren (solange sie noch nicht aufgegeben haben oder zynisch geworden sind) nicht als Entschuldigung dienen.

Sie merken: der Referent ist engagiert, Sie merken aber hoffentlich auch: dieses Verständnis von Bildung erfordert und ermöglicht Kommunikation über die Disziplinen und Professionen hinweg. Gönnen wir uns doch etwas eigene Bildung und wir eröffnen uns die Chance Gemeinsamkeiten zu finden, Interessen gemeinsam zu artikulieren und zu vertreten.

Ein gemeinsamer Bildungsbegriff, der auf einer kritischen Selbstbetrachtung der jeweiligen gesellschaftlichen Funktionen, Perspektiven und Grenzen basiert, erzeugt Verständigung und die Perspektive auf Veränderungen: damit kämen auch die eingangs genannten Wünsche nach einer verbesserten Ausstattung der chronisch vernachlässigten Bereiche von Bildung und Sozialer Arbeit auf die politische Tagesordnung.

Im Kontext seiner Studie zum Bildungsverständnis in der Antike formulierte Hans-Joachim Heydorn auch die zukünftige Perspektive von Bildung: „Bildung wird wieder, was sie am Anfang war: Selbsthilfe.“ Und hört man genau hin, wird deutlich, dass sich Bildung



mitnichten in Wissen u.ä. zu erschöpfen vermag. Jede Verkürzung von Bildung verweist auf gesellschaftliche Interessen, die die ganzheitliche Subjektwerdung fürchten, da sie ihre Vorherrschaft und ihre scheinbare Selbstverständlichkeit in Frage stellte. Den Zusammenhang herstellen, die Schlüsselkompetenzen der Identitätsreflexion, der Handhabung der Technologie, der Gerechtigkeit hier und überall, des pfleglichen und nachhaltigen Umgangs mit den Menschen, den Dingen und der Natur, Erinnerung und Hoffnung, das sind die Orientierungen für unser pädagogisches Handeln, egal ob Lehrerin oder Schulsozialarbeiter.

Und darin liegt denn auch unsere eigene Bildungsbedürftigkeit begründet.

*Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!*

## **Literatur**

Heydorn, Hans-Joachim (1970): Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft; Frankfurt am Main.

Hirschfeld, Uwe (2015): Beiträge zur politischen Theorie Sozialer Arbeit; Hamburg.

Lessenich, Stephan (2016): Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis; München.

Negt, Oskar (1997): Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche; Göttingen.

Speck, Karsten (2007): Schulsozialarbeit. Eine Einführung; München, Basel.

von Freyberg, Thomas / Wolff, Angelika (2005): Störer und Gestörte; Frankfurt/Main.